

JVA Lübeck-Marli II, 24. Januar 1992

Wortlos hat der Wärter Tintenpatronen und einen Packen weißes Schreibpapier vor mich auf den Tisch gestellt und ist wieder gegangen.

Ich muss schreiben, das ist meine Strafe.

Dazu bin ich verurteilt worden, lebenslänglich. Schreiben soll ich hier in der Zelle, in meiner Einzelzelle: darin besteht die Strafe. Obwohl sie es nicht gern hören, wenn man es so nennt. Sie selber nennen es innovativen Vollzug. Oder hieß es altersgerechter Vollzug? So etwas Modernes jedenfalls, das sie sich ausgedacht haben für Leute wie mich: Straftäter *im Seniorenalter*. Im so genannten konventionellen Vollzug verursachen wir Probleme und bekommen selber welche. Zum Beispiel um in einer Werkstatt zu arbeiten bin ich zu alt, hieß es. Umso besser. Ich glaube nämlich kaum, dass es hier im Gefängnis eine Orgelbauwerkstatt gibt. Eine Schlosserwerkstatt schon eher, fürchte ich; das hieße dann wohl Ironie des Schicksals. Weiß Gott, ich habe einiges übrig für Ironie, aber auf die kann ich gerne verzichten. Wobei von allen Ironien, an denen es meinem *Schicksal* wahrlich nicht mangelte, die böseste darin bestand, keines zu sein. Statt *dräuend'* Haupt eine blasse Fratze von Wesenlosigkeit. Dass aber diese Schicksalsironie hier in Gestalt einer Schlosserwerkstatt ihre krönende Vollendung finden sollte - da käme ja zur Strafe der Hohn noch dazu. Aber danach sieht es ja nun glücklicherweise nicht aus. Da könnte ich geradezu von Glück im Unglück reden. Und davon werde ich auch reden. Denn das hat es ja gegeben, glücklicherweise. Oder auch unglücklicherweise, das ist genau genommen nicht entscheidbar. Denn das Glück im Unglück ist eben auch eine Ironie, eine Ironie, die die Buchstäblichkeit des Unglücks lesbar macht. *Viel Glück auf Ihrem neuen Lebensabschnitt*, steht am Ende des Begrüßungsschreibens, das ich auf dem Tisch hier vorgefunden habe, ein laminiertes Din-A-4-Blatt in verhalten fröhlichem Blassrosa, Großdruck, aus Rücksicht auf den Häftling *im Seniorenalter*. Sie meinen das aber gar nicht ironisch, sondern aufrichtig freundlich und milde. Man soll die Sache hier positiv gestimmt antreten, im Vollzug der Strafe keine sinnlose Fron und Pein sehen, sondern ein notwendiges Übel, das, eben weil notwendig, im Grunde gar kein Übel, sondern eben das Richtige und Gute ist. Und vielleicht werde ich ja die Zeit, die ich hier in dieser Zelle verbringen soll,

tatsächlich einmal eine glückliche nennen. Oder immerhin Glück es nennen, dass ich diese Zeit hier verbringen darf. Meine Lebensrestzeit.

Gegen die Glückwünsche der Gefängnisleitung ist also nichts einzuwenden. Nur das Wort *Lebensabschnitt* stört mich ein wenig. Ich finde, da hätten sie den Optimismus ihrer Formulierungen ruhig weiter treiben und gleich von einem *neuen Leben* sprechen sollen. Ein Abschnitt ist ja nur eine Unterteilung von etwas, das irgendwie doch Eins bleibt - sozusagen unter der Fuchtel eines einigenden Gedankens steht, einer Idee, einem Prinzip. Da wird nicht von der Sache selbst ein Teil abgeschnitten, sondern nur etwas von der Sache im Denken. Was die Sache betrifft, ist ein Abschnitt immer auch eine Fortsetzung. Und da hätte ich mir schon etwas mehr erwartet, nach diesem Urteilsspruch, der mir noch im Ohr klingt wie fast die Verheißung, es solle für mich nun etwas ganz Neues beginnen, eine neue Strecke aus neuem Ursprung. Beginnen, ja beginnen! Das war immer meine größte Schwäche. Zum wahren Beginnen habe ich es in meinem Leben, beziehungsweise meinem *Vorleben*, wie ich es jetzt wohl besser nenne, nie gebracht. Und auch jetzt tue ich mich damit schwer, zumindest was die Schreiberei hier betrifft. Schicksal, Glück, Strafe: da rufe ich in der Manier eines alten Tragöden gleich auf der ersten Seite die größten, die erhabensten, die ewigen Mächte an (sogar ein *Gott* ist mir dazwischengerutscht!), und dicke Urwortbrocken wälzen sich durch meine Feder und stehen auf einmal da im feierlichen schwarzen Glanz noch feuchter Tinte, als wären sie zierliche Sprenkel eines Lustquells auf unschuldigem Blatt. Als läge geballt in der dickflüssigen Ladung dieser ersten Tintenpatrone die Kraft einer Welterschöpfung; übernehme, ja überhebe ich mich damit nicht, verfehle ich so nicht, halb grandios und halb großspurig, das Thema meiner Strafarbeit? Erhabenes und Abstraktes charakterisieren doch immer die Sprache von Waschlappen! Möge man es mir immerhin zugute halten, dass ich mich nicht schäme, hier gleich zu Anfang mit der Tür meiner Schwächen in die Bruchbude meiner Selbstdarstellung zu fallen. Es dient ja nur der Vollständigkeit, der Wahrhaftigkeit des Bilds.

Nach dem Mittagessen

Warum bin ich nur so nervös, seit ich an diesem Tisch sitze und schreibe? Meine Hand zittert und entstellt meine ohnehin schwer leserliche Schrift. Nicht nur die Hand, mein ganzer

Körper ist von einer seltsamen Unruhe befallen, ständig verschiebe ich die Beine, ruckle auf dem Stuhl. Meine Züge sehen aus, als würde ich die Schreibhand gegen den Wind peitschen, gehetzt und gleichzeitig gehemmt.

Vielleicht bebt mein Leib noch im schwankenden Rhythmus der Grünen Minna. So nennt man doch diese Polizeibusse, die zum Transport der Gefangenen eingesetzt werden. Früher jedenfalls war der merkwürdige Kosename für diese eigentlich furchteinflößenden Fahrzeuge gebräuchlich, ich weiß nicht, ob noch heute. Der Name *Wilhelmine* selber, dessen Kurzform *Minna* ist, ist ja heute auch nicht mehr gebräuchlich, womöglich ungebräuchlicher noch als *Wilhelm*, sein männlicher Namensstamm und Name des Mannes, als dessen Stammhalter ich einst in die Welt gesetzt wurde. Wie schließlich auch der Name *Adolf* heute ganz und gar ungebräuchlich geworden ist: zu nichts mehr zu gebrauchen und zumindest als Vorname fast ausgestorben. Als Nachname, wie ich ihn trage, hält er sich naturgemäß länger. Denn was den Vornamen betrifft, lässt sich ja leicht verhindern, dass männliche Nachkommen den Namen *Adolf* tragen und so an ihm zu tragen haben: man hört einfach damit auf, sie auf diesen Namen zu taufen. Auch eine Art, die sogenannten Schatten der Vergangenheit loszuwerden. Aber dass die Nachkommen *Meier*, *Müller* oder *Schneider* heißen, wenn man selber *Meier*, *Müller* oder *Schneider*, oder eben *Adolf*, wenn man *Adolf* mit Nachnamen heißt, das lässt sich eben nicht so leicht verhindern. So bin und bleibe ich mit dem Namen des Vaters gebrandmarkt und werde wenn schon nicht *an* ihm, so doch *mit* diesem Namen wohl oder übel einst zugrunde gehen. Nicht auszudenken, wenn *Liliana* damals das Kind bekommen und wir geheiratet hätten. Es hätte ein *Aaron* werden sollen (wegen *Lilianas* Großvater) oder eine *Sarah* (wegen der Großmutter meiner Mutter). Aber *Sarah Adolf* - nicht wahr, das klingt nicht schön. Aber so ist eben das zivile Recht in seiner unbestechlichen Neutralität gegenüber Namen und Ansehen. Und natürlich ist es nicht das *Recht*, das die Menschen für ihre Namen straft, sondern die Geschichte, besser gesagt das bisschen geschichtliche Wissen, das Allgemeingut geworden ist, so etwa, dass es mal einen *Adolf* gab, der kein richtig Guter war und von dem man in Zukunft besser die Finger lässt, wenigstens als Name.

Ich habe meinen Vater getötet.

Ich hab den Alten gekillt. Ich habe den Drachen erlegt, heiajo, ich hab ihn zusammengeschoßen, den alten Sack, denn rätlich und fromm schien's, er verreckte hier ohne Frist. Zwar viel mehr als ein Sack voll ferngesteuerter Organe in einem Hightech-Bett war er wirklich nicht mehr, als ich die Waffe auf ihn richtete, seine Waffe in meiner Hand, die ich erhob gegen ihn. In dem Moment aber, als ich die Waffe auf ihn abfeuerte, Patrone für Patrone den Tod in ihn hinein trieb - in dem Moment war in mir Leben, da wuchs ich über mich hinaus, mir über den Kopf, wuchs über, weit über meine Verhältnisse; und so ungeübt, unvertraut und eigentlich unwillig ich immer gewesen bin im Waffengebrauch: in dem Moment war die Waffe verwachsen mit meiner Hand, meinem Arm, meinem Körper; und als sie losging auf mein Kommando, als ich, wie man so schön sagt, die Waffe sprechen ließ, da sprach sie, sprach mir aus der Seele, entschlossen und wahrhaftig.

KAWUMM! - BAM! - BAM! - BAM!

Schuss für Schuss aus mir herausbrechender Lebensurlaut, bis das Magazin leergefeuert und endlich Ruhe war.

Eine Stunde still gesessen, über die bisher beschriebenen Blätter gebeugt, unfähig weiterzuschreiben. Den Blick abwechselnd bald auf jene in sperrigen Majuskeln herausgestanzten Unworte gerichtet, zu denen die Erregung mich hinriss, bald auf das weiter oben in der trügerisch vertrauten Schale meiner Fließschrift mit dem Strom schwimmende Urwort *Schicksal*, das nach und nach befremdlicher heraussticht, sich in eine Klippe verwandelt, an der der Blick immer wieder aufläuft. Jetzt starre ich das Wort an als könnte das Auge die Erscheinung der Sache selbst aus ihm herausbrennen. Da beginnt es zu schillern, um und wieder um zu kippen wie ein Rebus, und einmal kommt es mir vor, als läge der Sinn in der Form der inselhaft ruhenden Spazien - Überreste von unbeschriebenem Blatt auf einer von Schriftzügen eroberten weißen Wüste - dann wieder, als wäre es das bewegte Muster der schwarzen Tintenzüge selber, die Bögen, Haken, Schlingen, Auf- und Ab- und Querstriche, die das Gemeinte bedeuten.

Vielleicht habe ich nicht recht daran getan, wenn ich vorhin aus dem Wort *Schicksal* den ironischen Titel einer Lebensgeschichte machen wollte, die buchstäblich eine Geschichte von Nichtigkeiten und Wesenlosigkeiten und eigentlich nichts als eine permanente Totgeburt war. Geprägte

Schwundform, die lebend sich verplempert. Aber unter Schicksal versteht man ja nicht nur das, was einem im Leben begegnet, sondern ebenso die Macht, die einem das alles begegnen lässt. Zur einen Hälfte also ist es das bestimmte Los, zum anderen das, was das Los bestimmt: Geschick und zugleich Schickendes.

Oder Schickender.

Kein dräuend' Haupt?

Vater : Herr.

Unser Vater im... nein. Mein Vater auf Erden.

Vater im Zimmer. Vater im Garten. Vater im Treppenhaus. Vater im Scheißhaus. Vater im Krieg. Vater im Krankenhaus. Sein Wille geschah, immerdar. Oh doch, mein Schicksal hatte ein dräuend' Haupt: *sein* Haupt, so lange ich denken, fühlen, wahrnehmen kann von schwarzen Wolken umflattert, dies immer hoch und oben sitzende, auf mich herabblickende Haupt, hoch noch als er schon längst gebückt ging an seinen Krücken auf dem einen Bein, und oben noch immer als er schon nur noch lag in seinen klinischen Todeslaken; mein Schicksal hatte ein Gesicht: *sein* Gesicht, und es hatte eine harte Hand: eine, seine rechte, reichte dafür; und die Donnerstimme, mit der mein Schicksal sprach, das erste und einzige Mal, als ich es selbst in die Hand nahm, war seine Stimme, war das Brüllen, das ich mir geliehen hatte von ihm, um es ihm zurückzugeben in letzter Sekunde.

KAWUMM! - BAM! - BAM! - BAM!

Es war eine Antwort. Die einzig mögliche, die einzige ihm gerecht werdende Antwort und vielleicht auch die einzige ihm verständliche. Als hätte die Waffe aus allen Vaterworten die eine gemeinsame Unwortwurzel gezogen. Als wären alle seine Worte, die mein Leben lang in mich eingedrungen waren und meine Seele durchsiebten wie am Ende meine Schüsse seinen Leib, nur *Pseudoworte* gewesen, im Kern aber *Unworte*: geistlos wiederholendes Lautgemale, auf Sprache geschminktes Abbild, dessen sprachloses Urbild im letzten Moment in ihn zurückkehrte in Gestalt dieses vor-, hinter- oder untersprachlichen Krachs, in diesem archaischen Explosivlaut, der alle Pseudoworte entlarvt, ihres Sinnschleiers beraubt, sie in ihrer Wahrheit enthüllt als den nackten Klang der Gewalt, der widerrechtlich und widersinnig in Sprache sich hineingemogelt hat. Das Schicksal hat keine Sprache. Es hat nur eine Stimme. Donnerstimme. Bum, bam, krawumm: Ruf des Schicksals. Mehr hatte der Vater mir nicht zu sagen.

Abends

Was habe ich da für einen zusammenhanglosen Mist geschrieben. Das geht alles zu schnell. Ich muss daran denken, dass jemand das lesen könnte. Es ist nicht ausgeschlossen, dass meine Aufzeichnungen von der Gefängnisleitung gelesen werden - zwar nur in gelegentlichen Stichproben, aber immerhin. Darauf haben sie mich im Vorgespräch hingewiesen. Das Schreiben soll nicht ein ins Uferlose erweitertes Geständnis werden, allerdings sei es auch keine reine Beschäftigungstherapie. Es müsse daraus hervorgehen, dass ich mich mit meiner Vergangenheit auseinandersetze, mit mir selbst, mit meiner Tat. Meinem Verbrechen. Im Übrigen, empfohlen sie, solle ich an dieser Strafarbeit weniger den Aspekt der Strafe hervorheben als den der Arbeit. Also das Produktive, insofern auch Positive. Ich weiß nicht mehr, ob sie das Wort *Aufarbeitung* benutzt haben, zuzutrauen wäre es ihnen. Im Zusammenhang mit Vergangenheit und Verbrechen handelt es sich dabei ja um ein verdientes Wort der deutschen Sprache. Auch wenn in meinem Fall der Ausdruck *Verbrechen der Vergangenheit* wohl eher als *genetivus subiectivus* gelesen werden muss. Denn nicht mein Verbrechen liegt in der Vergangenheit, vielmehr war die Vergangenheit selber das Verbrechen. Das Vergehen: das permanente Vergehen an meiner Gegenwart, die eine Gegenwart gewesen ist, zu der es nie kam. Das Verbrechen meiner Vergangenheit war das Vergehen meiner Gegenwart. Ihr Zerbrechen.

Ich gestehe, bei den *gelegentlichen Stichproben* wurde mir erst ein wenig mulmig. Da muss ich ja beim Schreiben auf alles Mögliche Acht geben, habe ich gesagt. Nicht zuletzt auf die Leserlichkeit meiner Handschrift, mit der es noch nie zum Besten bestellt gewesen ist. Nervöses Geflacker, mickrig und verhuscht; verwaiste I-Tüpfelchen, die wie losgelassene Luftballons in den leeren Raum zwischen den Buchstabenreihen entschweben; die Ober- und Unterlängen zusammengestaucht auf das zur Unterscheidung unerlässliche Minimum; dann plötzlich irgendwo ein unbeherrschter *d*-Strich, der in einen *o*-Bauch sticht; eine *f*-Schlaufe, die einen *l*-Hals stranguliert; immer wieder diese Verwerfungen, Verhunzungen, Verwischungen meiner ausrutschenden Schreibhand, und das alles auch noch in der alten Sütterlinschrift, die ich zu meiner Schulzeit gelernt habe, wer um Gottes Willen soll das lesen. Sie haben mich aber deswegen gleich beruhigt. Im Lauf der Jahre hätten sie sich daran gewöhnt, noch die absonderlichste, die scheinbar

eigenwilligste Handschrift zu entziffern; die Handschrift, sagten sie, sei überhaupt das geringste Problem an der Sache, um die Handschrift solle ich mir mal gar keine Sorgen machen, bisher hatten sie noch jede entziffert. *Im Vertrauen*, sagten sie zu mir (eine seltsame Wendung, wie ich fand, denn weder war mir klar, wodurch ich ein Vertrauen verdient hätte, das einer besonderen Erwähnung bedurfte, noch sah ich den Sinn der einschärfenden Beschwörung, die in dieser Erwähnung mitschwang: wie sollte sich denn in meiner lebenslänglichen Einzelhaft je eine Gelegenheit ergeben, ihr Vertrauen zu *missbrauchen*?) - im Vertrauen, sagten sie also, bei manchen Aufzeichnungen liege das einzig Besondere der Handschrift in dem gewollten Versuch, unentzifferbar zu sein; gerade die aber entzifferten sie am leichtesten. Auch die Beklemmungen wegen der Stichproben legten sich erfahrungsgemäß bald, sobald der Gefangene einmal mit dem Schreiben begann. Aha. Da bin ich ja mal gespannt.

25. Januar

Gleich am Morgen eine erste Auseinandersetzung mit dem Wärter! Das neue Leben fängt ja gut an. Kaum hat er das Tablett mit dem Frühstück herein getragen und die Zelle mit kritischem Blick durchmustert, herrscht er mich an: Adolf! Was haben Sie in Anstattsschlafgelegenheit 115 zu suchen? Nach meinem Belegungsplan ist Ihnen 116 zugeteilt. Können Sie keine Zahlen lesen? Hier steht 116, hier oben, das ist ihre Schlafgelegenheit. Sie haben im Zusammenhang Ihrer Nachtruhe das obere Bett zu benutzen. Ich bin verantwortlich, das geht alles auf meine Kuhhaut!

Ich muss dazu sagen, dass es in der Zelle ein Etagenbett gibt, ein Umstand, der mich gestern auf den ersten Blick etwas erstaunt hat, schließlich war von lebenslänglicher *Einzelhaft* die Rede gewesen, warum dann also keine Einzelzelle. Aber vielleicht ist es ja preiswerter, die Zellen einheitlich mit Etagenbetten auszustatten und sozusagen nur de jure in Einzel- und Doppel- oder Mehrbettzellen zu unterscheiden, dachte ich dann. Da sieht man, wie skrupulös die Gefängnisverwaltung mit den Mitteln des Steuerzahlers umgeht, und dass häufig, was wie eine Verschwendung aussieht, in Wirklichkeit eine Einsparung ist. Gestern Abend habe ich mich dann, ohne weiter darüber nachzudenken, einfach aus Bequemlichkeit und weil es ja auch das nächstliegende war,

zum Schlafen in das untere Bett gelegt. Übrigens schlief ich darin sehr gut. Dem Wärter aber gefiel das wohl nicht. Ich entschuldigte mich gleich, wollte mein Bettzeug zusammenraffen und auf das obere Lager umschichten, aber das war abermals ein Fehler. Lassen Sie das, Adolf, rief der Wärter, essen Sie jetzt erst Ihr Frühstück! Wir haben nicht ewig Zeit hier. Sie vielleicht, aber ich nicht. Ich muss das Bettzeug sowieso mitnehmen, ich muss eine Meldung machen. Nachher kriegen Sie neues.

Ich wendete ein, insofern es sich bei mir um eine Einzelhaft handele, müsste es doch eigentlich gleichgültig sein, welche der beiden Schlafgelegenheiten ich in diesem Zusammenhang nutzte. Mit wem, sagte ich, außer mir selber, und das ist ja wohl absurd, soll denn da ein Konflikt. Der Wärter aber unterbrach mich barsch: Mit den Vorschriften natürlich, Adolf, Mensch! Die Nummern der Anstaltsschlafgelegenheiten dienen Ihrer Identifizierung! Wenn Sie mir in 115 abkratzen, was soll ich dann in meinen Bericht schreiben. Ferner stehe ich Ihnen gegenüber nicht in der Begründung. Ich bin verantwortlich!

Ich versuchte es wehleidig. Sah er denn nicht, dass in meinem Alter diese schmale wacklige Leiter eine Zumutung, fing ich an, korrigierte mich aber gleich: *Zumutung* klang zu sehr nach Schikane; auf der Suche nach einer amtlicheren Formulierung kam ich zum Glück auf die *unzumutbare Belastung* und servierte sie ihm mit untertänigem Lächeln. Da richtete der Wärter sich vor mir auf. "Für Gefangene vor Vollendung des 75.

Lebensjahres, insoweit sie nicht unter körperlichen Beeinträchtigungen oder Schwächungen im Sinne von § 8 Absatz 4 Ziffer 2 Justizvollzugsanstaltsgesundheitsrichtlinienverordnung leiden, stellen die Schlafgelegenheitszugangsleitern eine mit Einschränkungen zumutbare Belastung im Sinne des Haftanstaltsinsassensonderbelastungsrahmengesetzes vom November 1989 dar." Ob das deutlich genug für mich sei.

Er hatte alles fehlerlos auswendig heruntergerasselt, ich war versucht, zu applaudieren. Dann sagte ich aber lieber doch nur *Ja* und *In Ordnung*. - Natürlich ist das in Ordnung!

brüllte da der Wärter. Nichts ist hier nicht in Ordnung, das können Sie sich gleich merken. Hier ist *alles* in Ordnung, das hier *ist* die Ordnung! Stellen Sie sich nicht so an. Stellen sie einen Antrag, das steht Ihnen frei, dann hat das seine Ordnung.

Nun gut, ohne Ordnung keine Freiheit. Warum sollte meine Einzelzelle von dieser Regel ausgenommen sein. Aber nach dem Sinn der Ordnung - nicht der Ordnung überhaupt, aber dieser oder jener - wird man schon fragen dürfen. Nur vielleicht besser nicht diesen Wärter.

Nachmittags

Mit dem Mittagessen hat der Wärter tatsächlich das Antragsformular gebracht. Damit habe ich gar nicht gerechnet. Ausfüllen, unterschreiben und heute Abend im Umschlag mir geben, bellte er. Das ist wohl so seine Art von Versöhnung. Bei diesem Wärter scheint es sich um einen strengen und zu zornigem Aufbrausen neigenden Menschen zu handeln, dem die Vorschriften viel bedeuten. Er ist damit rigoroser und unnachgiebiger als die Gefängnisleitung selber. Die zeigt sich zwar Sonderwünschen gegenüber zunächst auch immer erst einmal spröde (Gleichbehandlung wird in so einer Gerechtigkeitsausübungsanstalt natürlich groß geschrieben!), hie und da aber lässt sie sich doch zu gewissen Lizenzen bewegen. So darf ich zum Beispiel mit meinem eigenen Füllfederhalter schreiben, *auf formlosen mündlichen Antrag* haben sie mir das erlaubt. Ich hätte von der JVA auch Schreibwerkzeug gestellt bekommen, Bleistifte in unterschiedlichen Härten oder Kugelschreiber in frei wählbaren Farben (schwarz, blau, grün), alles auf Kosten des Steuerzahlers. Computer oder Schreibmaschine freilich nicht. Nicht um die Belastung des Steuerzahlers gering zu halten, aber sie bestehen auf Handschrift. Das soll einen direkteren Zugang zur Persönlichkeit des Schreibers gewährleisten, behaupten sie. Wohlgermerkt, nicht ihnen, den Handschriftdeutern, sondern ihm selber, dem Handschreiber. Mir kommt das entgegen, ich habe nie eine Schreibmaschine besessen und nur selten eine benutzt; mit einem Computer käme ich gleich gar nicht zurecht. Da sie aber so viel Wert aufs Persönliche oder, wie sie es nennen, aufs *Authentische* legen, konnten sie mir meinen Sonderwunsch schlecht verwehren, denn persönlicher als mit diesem Füllfederhalter könnte ich meine Schreibstrafe schwerlich abarbeiten.

Fünfzig Jahre lang habe ich den Füllfederhalter in seiner Schatulle gelassen, sei es aus Ehrfurcht oder Pietät oder Schamgefühl oder aus einer Art heiligen Distanz oder einfach Berührungsangst; hatte ich, was selten vorkam, etwas zu schreiben, benutzte ich Bleistifte oder billige

Kugelschreiber; für meinen Vollzug hier aber ist der Füllfederhalter das angemessene, eigentlich das einzig in Frage kommende Schreibutensil. Ja, vielleicht sind diese Aufzeichnungen geradezu seine *tiefere Bestimmung*.

Etwas besonders Nobles oder gar Kostbares ist der Füllfederhalter übrigens nicht. Die Feder ist nicht einmal aus Gold. Unschätzbar macht ihn mir nur ein grausig überschattetes Angedenken. Der Füller ist nämlich ein Geschenk, beziehungsweise, wie ich leider genauer sagen muss, eine Art Erbstück, besser noch, eine Reliquie, oder, am allerbesten vielleicht, ein Vermächtnis: das Vermächtnis Chaim Grünspans, meines Jugendfreundes, der übrigens ursprünglich, oder jedenfalls anfänglich, *Horst Grünspan* geheißen hatte, bis er aus guten Gründen nicht mehr so heißen wollte, so wie übrigens auch ich aus guten Gründen nicht mehr beziehungsweise eigentlich noch nie Adolf habe heißen wollen nach dem Namen des Vaters, was nur auf den ersten und dann vielleicht wieder und mit größerem Recht auf den letzten Blick so scheinen mag, als liefen Horsts und meine Namensabneigungen, unsere *Entnamungsbestrebungen* auf die gleichen Gründe hinaus. Während jedoch Horsts beziehungsweise Chaims Gründe aufs Ersichtlichste zu tun haben mit jenen notorischen *Verbrechen der Vergangenheit*, jetzt wohlgerne im genetivus obiectivus, so haben meine Gründe nur auf das Allerindirekteste und Verwickeltste und vielleicht auch Verwirrteste damit zu tun, insofern der Vatername - worin wer will eine weitere Schicksalsironie erkennen mag - mit dem Vatersein gar nicht so viel oder jedenfalls nicht das zu tun hat, was aufgrund der historischen Belastung des Namens, oder wie man das ausdrücken soll, vielleicht sich vermuten ließe; während Horst aber (womit sich die Schicksalsironie nun ins bald unerträglich Zynische aufbläht), während also Horst Grünspan, der ja überhaupt in den meisten Dingen geschickter und begabter und erfolgreicher gewesen ist als ich, auch sein Namensschicksal zur rechten Zeit erfolgreich überwinden und Chaim Grünspan werden sollte, wird an mir, dem Überlebenden, wohl für den Rest meines Lebens der Name des Vaters wie eine Wurstpelle kleben, weil man eben den sogenannten Nachnamen, der doch der Sache, also dem Menschen, immer zuvor kommt, nicht so leicht los wird, dient doch der Nachname, jedenfalls im öffentlichen oder sagen wir im behördlichen Sinn, der Identifikation des Menschen, womit natürlich gemeint ist, dass man den Menschen über den Namen identifiziert, und eben nicht, dass sich der Mensch mit dem Namen identifiziert, denn

der kann für den Betreffenden im Einzelfall auch Schall und Rauch sein, schließlich: wer ich bin, weiß ich, glaube ich, auch so, aber darum scheint es bei der Identifikation nicht zu gehen, sondern darum, dass die anderen wissen, wer ich bin, nämlich Richard Adolf, so als ob diese Laute eine Bedeutung hätten und etwas besagen würden, was natürlich in keinsten Weise der Fall ist, schon gar nicht, wenn der Name vor dem Namensträger schon da ist, und was im Höchst- und Glücksfall bei mir vielleicht sehr viel später der Fall sein wird, nämlich wenn ich mit dem Schreiben hier am Ende bin. Sela!

26. Januar

Das Schreiben hat etwas Sanftes und Beruhigendes, besonders, wenn man zwischendurch *nicht* schreibt. (Schreiben heißt ja das Ganze, nicht nur, wenn die Feder übers Papier wuselt.) Am Tisch sitzen und abwechselnd auf die schönen weißen Blätter schauen und auf die beschriebenen, auf denen noch feucht die Tinte glänzt im Sonnenlicht, das von oben durch das runde vergitterte Fenster hereinfällt und die Tischplatte streifenförmig mustert.

Ungefähr von Mittag bis gegen drei fällt das Sonnenlicht auf den Tisch, danach, in immer schmaler und länglicher werdender Fläche, wandert es über den Zellenboden türwärts. Das habe ich in den ersten Tagen regelmäßig beobachten können. Einmal während dieses Ablaufs, gegen Ende, streift das Sonnenlicht flüchtig das Bett, dann setzt bereits die Dämmerung ein, sodass ich die Lampe anknipsen muss, wenn ich weiter schreiben will. Meistens lege ich mich aber erst ein wenig hin und schlafe zwei oder drei Stunden und schreibe später weiter, wenn es schon dunkle Nacht geworden ist. Da kommt man auf eine andere Art von Gedanken, oder man denkt die früheren Gedanken auf eine andere Art.

Nachmittags

Es ist erstaunlich still in dieser Zelle. Außer meinem eigenen Atem, der immer wieder als leicht angestregtes Schnaufen aus mir entweicht, höre ich praktisch nichts als das Schaben der Feder über das Blatt: so ein körnig kratzendes, bei raschen Zügen beinahe jaulendes Geräusch, an das ich mich noch nicht so ganz gewöhnt habe. Von Zeit zu Zeit öffne ich das Fenster, das hier sehr hoch oben, direkt unter der Decke, angebracht ist, so dass man auf dem Boden

stehend nicht hinaussehen kann. Aber die Luft an so einem klaren kalten Wintertag ist ja angenehm, und meine Nase und Lungen bekommen dann so etwas wie Appetit; ich sauge die frische, kühl-satte Luft ein, bis es in der Zelle kalt wird und mache dann das Fenster wieder zu.

An Geräuschen dringt selbst bei geöffnetem Fenster nur aus der Ferne ein pauschales gedämpftes Stadtrumoren hier herein; kaum merkliches An- und Abswellen, nur selten durch ein prägnanteres Motorengeräusch akzentuiert, wenn etwa auf der Straße, die an der Gefängnismauer entlangführt, ein Auto vorbeifährt oder der Linienbus, der in dieser abgelegenen Gegend verkehrt. Wenn sich meine Fensteröffnungsphase mit seinem Fahrplan überlappt, höre ich den Bus schon von weitem heranbrummen. Deutlich und nah dann auch das gepresste Zischen der Bremsen und der verröchelnde Motor, das feine Geräusch der sich öffnenden Türen, ihr mattes öliges Glissando; wüsste ich nicht, dass die stacheldrahtbewehrte Mauer dazwischen liegt, ich würde meinen, die Haltestelle liegt direkt unter meinem Fenster; schließlich, kurze Zeit später, mich vom Schreibblatt aufschreckend, das grimmig entschlossene Knurren, wenn der Fahrer den Motor wieder hochjagt.

Davon abgesehen verhält sich die Außenwelt ruhig. Vielleicht liegt es daran, dass Winter ist: der hat die lustigen Vögel vertrieben; die Laute der gebliebenen fallen selten und harsch, und was sonst noch klingt, ist von der Kälte geknebelt. Auch darum wohl empfinde ich das Aufdringliche des Schabens der Feder auf dem Papier.

Ab und zu höre ich über den Hof einen rufen. Einzelne Laute ohne Sinn, oder deren Sinn im Lauten selber sich erschöpft. Offenbar haben Gefangene manchmal den Drang, zu rufen. Nicht um Hilfe, nicht um Befreiung oder um Erlösung oder um jemandes Aufmerksamkeit auf sich zu lenken: so klingt ihr Rufen nicht. Eher so, als wollten sie ihre eigene Aufmerksamkeit auf sich lenken und dazu müsste der Ruf nach außen gehen. Sie öffnen ein Fenster und rufen etwas hinaus, nicht um gehört zu werden, nur um selber zu hören - zu hören, wie das klingt: außen. Ich könnte mir denken, die Gefangenen verlieren auf die Dauer den Kontakt mit sich selbst, wenn sie nicht ihre eigene Stimme hören. Die Stimme muss aber außen sein, möglichst weg von ihnen, damit sie sie so hören, wie man Dinge hört, die außer einem selber sind und in ihrer Weise klingen, denn das ist etwas anders als wenn ein Gedanke gesprochen oder laut wird. Wenn die Stimme durch das Fenster

hindurchgegangen ist und draußen über dem Hof schwebt und hallt und verebbt, dann wird sie gehört als Laut, aber im Hören erlebt man sich selbst. So lenken die Rufer ihre eigene Aufmerksamkeit auf sich.

Abends

Meine ersten voll geschriebenen Blätter bilden jetzt schon einen kleinen Stapel. Der erhebt sich zwar kaum über die Fläche des Tisches, und neben ihm der Stapel mit den leeren Blättern wirkt wie ein Turm, immer noch genauso abschreckend stur und stumm und hoch wie er war, als der Wärter ihn vor mir aufgerichtet hat. Aber was die Menge des Geschriebenen betrifft, gibt es ja keine Vorgaben. Pro forma haben sie mich darauf hingewiesen, dass die Arbeitsmittel für den Schreibstrafvollzug streng rationiert sind: einmal pro Quartal bekomme ich ein Paket mit 500 Blatt Din-A-4, und jeweils zum Monatsanfang zwei Päckchen Tintenpatronen. Die sind ja optimistisch, was meine Inspiration angeht, dachte ich. Nun, sie werden ihre Erfahrungsdaten haben. Ihre Durchschnittswerte. Gesagt habe ich natürlich nichts. Und einerseits macht mir der Turm Angst: ich kann mir gar nicht vorstellen, wie ich es fertig bringen soll, alle diese Blätter zu beschreiben. Andererseits, sage ich mir, habe ich dafür ja reichlich Zeit. Eigentlich *alle Zeit der Welt*. Schließlich habe ich die Höchststrafe, lebenslänglich. Ich habe immer nach Höherem gestrebt, nun ist es sogar das Höchste geworden, wenn auch nur als Strafe. Ha ha. Allerdings weiß ich von keinem, der je eine geringere bekommen hätte. Wenn ich nur meine Zellenzeit irgendwie hinbringen kann, ohne den Drang nach dem Rufen zu spüren. Wer weiß wie es in einem halben, in einem Jahr, wie in drei Jahren damit steht. Vielleicht ist ja das Schreiben ein ganz brauchbarer Ersatz für das Rufen.

27. Januar

Das Zellenfenster ist, wie gesagt, rund und vergittert, seine symmetrisch nach beiden Seiten sich verkürzenden Stäbe erinnern ein wenig an einen Orgelprospekt. 4-Fuß-Rückprinzipal, enge Mensur. Anders aber als Pfeifen sind diese Gitterstäbe innen nicht hohl. Das nehme ich zumindest an. Die Stäbe sollen ja auch der Sicherheit dienen und nicht dem sinnlichen Ergötzen. Man glaubt es ihnen förmlich

anzusehen, wie dicht und starr sie sind, wie sie sich in den Beton hineinstemmen. Sie starren von da oben herab, als wären sie stolz auf ihre eiserne Undurchdringlichkeit. Mit diesen Gitterstäben möchte man sich gar nicht erst anlegen.

Und doch, irgendwie schwingen auch sie. Es gibt ja nichts, was nicht schwingt. Brücken, Wolkenkratzer, selbst Planeten schwingen; dann doch wohl auch diese sturen Stäbe. Auch sie können ihr Dingdasein nicht fristen ohne Frequenz, und die birgt ihre klangliche Seele, so sehr ihr starrer Habitus das auch trotzig leugnen mag. Ich stelle mir beim Schreiben manchmal vor, etwas von den Gitterstäben dort über mir würde herabschwingen auf mein Haupt und beeinflusste subtil das Geschriebene - stilistisch und, wer weiß, vielleicht auch thematisch.

Das Fenster lässt zwar Licht in die Zelle, aber nichts, woran der Blick sich festhalten kann. Von dem, was draußen sein könnte, gewinnt man so keine Vorstellung. Nur ein paar Wolken bauschen manchmal bei klarem Wetter ins Fensterrund hinein oder ziehen durch es hindurch, und manchmal der silbrige Vektor eines Flugzeugs. Ansonsten reduziert das Fenster die Außenwelt auf eine reine Lichtquelle. Dem Inneren, dem Zellenraum, verleiht es eine reinweiße, gewissermaßen abstrakte Tageslichtfülle, eine Lichtwirkung von ganz eigentümlichem Reiz, vergleichbar dem kontemplativen, entgegenständlichten Lichteindruck gewisser Kirchen: Räume, in denen Licht nicht Mittel zum Zweck der Anschauung, sondern Sinnbild des Unsinnlichen, mit Augen nicht zu Schauenden ist. Das Zellenlicht aber hat eine ungefilterte Klarheit, die es vom Kirchenlicht unterscheidet. Eine nüchtern lichtende Schärfe ist in diesem Raum, wie ich sie sonst in keinem noch gesehen habe. In diesem Licht, das nichts als Helle ist, scheinen die Dinge nackt und keusch zu stehen wie in einer Art unbegreiflichem Vor-Wesen.

Abends

Ich habe meinen Vater getötet.

Ich habe meinen Vater *ermordet*; dafür sitze ich hier in der Zelle, verurteilt und gefangen im Namen des Volkes, so ist es Recht. Sie nennen es eine Freiheitsstrafe und wissen gar nicht, wie wahr sie sprechen. Mein gesellschaftlicher Status ist der eines Gefangenen. Aber so empfinde ich es nicht. Mein *seelischer* Status war der eines Gefangenen, solange ich in der sogenannten Freiheit lebte. Und davon habe ich mich

befreit durch die Tat. Aber das Gefühl der Befreiung wird durch die Gefangenschaft gar nicht zerstört! Dass ich in dieser Zelle eine *lebenslange Freiheitsstrafe* verbüßen soll, ist vielmehr eine Bestätigung dafür, dass ich mich durch die Tat wirklich befreit habe. Es wurde mir zuteil, was ich verdient habe. Die Höchststrafe. Das alles ist im höchsten Maße wie auch im höchsten Sinne - *gerecht*.

28. Januar

Jeden Morgen um sechs Uhr dreißig werde ich von einem bohrenden Signalton geweckt. Insgesamt vierundzwanzig Mal im Sekundentakt wiederholt sich dieser Ton, ich fühle ihn im ganzen Körper. Beim Wecken komme ich mir jedesmal vor, als wäre ich in eine 16-Fuß-Krummhornpfeife eingeschlossen. Bis sieben Uhr dreißig, wenn der Wärter das Frühstück bringt, habe ich Zeit zum Duschen, Anziehen und Bettmachen. Viel zu viel Zeit, meistens habe ich das alles in einer knappen halben Stunde erledigt, dann sitze ich blöde auf dem Bettrand und warte. Ich trinke den Kaffee und esse die beiden Brötchen, dann sitze ich wieder herum und warte, dass der Wärter das Tablett wieder einsammelt. Gegen acht Uhr dreißig beginne ich mit dem Schreiben. Um zwölf Uhr dreißig kommt der Wärter mit dem Mittagessen. Es wird einem hier tatsächlich Tag für Tag das Essen sozusagen aufs Zimmer gebracht, und es schmeckt sogar ganz gut. Die letzten zehn Jahre, die ich noch beim Vater lebte, gab es mittags immer Essen auf Rädern, da ist das Gefängnisessen aber besser. Abendbrot gibt es um 18h. Um 22h muss ich das Licht löschen. Dann klettere ich im grünlichen Schein der Notbeleuchtung auf das obere Bett und schlafe meistens auch bald ein.

Manchmal unterbreche ich das Schreiben und lege mich zum Nachdenken auf das untere Bett. Schließlich ist mir die Nutzung von Anstaltsschlafgelegenheit 115 ja nur *im Zusammenhang meiner Nachtruhe* untersagt. Trotzdem ist es mir immer, als würde ich etwas Verbotenes tun, und ich achte darauf, dass ich nur dann auf dem unteren Bett liege, wenn ich sicher bin, dass der Wärter nicht hereinkommt.

Manchmal kommt es vor, dass in meinem Nachdenken Lücken entstehen, dann lasse ich mich immer mal wieder von gewissen Wahrnehmungen im Raum ablenken. Vom wechselnden Spiel von Licht und Schatten etwa, das je nach Sonnenstärke und -stand auf den Oberflächen des Tisches, des Bodens und der Wände

sich malt. Mit der Beobachtung dieser vielgestaltigen Erscheinungen vertreibe ich mir zwischen Schreiben und Nachdenken die Zeit. Das ist nicht ganz ungefährlich, weil ich bei diesem Tun (das ja eigentlich mehr ein Empfangen ist) gerne die Zeit aus den Augen verliere. Anders als beim Nachdenken, gleite ich beim Beobachten leicht sozusagen über die Zeit hinweg, und laufe so Gefahr, doch noch vom Wärter auf dem unteren Bett überrascht zu werden. Bisher hatte ich aber Glück und bin immer wieder rechtzeitig vom Beobachten zum Nachdenken zurückgekehrt.

Nachmittags

Den Grundriss der Zelle könnte man als Vereinigung dreier quadratischer Felder beschreiben, die in Form eines Springerzugs beim Schach angeordnet sind. Zwei vor und eins zur Seite, von der Tür aus betrachtet, wobei das seitliche Feld die Grundfläche des Waschraums bildet, durch eine dünne Trennwand aus Kunststoff abgeteilt vom Wohnraum, der die beiden anderen Felder einnimmt. Die Trennwand reicht nicht ganz bis zum Boden; wohl wegen der Durchlüftung, steht sie etwa knöchelhoch auf einer Reihe von Stelzen. Der Waschraum enthält dicht gedrängt Toilettenschüssel, Handwaschbecken, Dusche. Die Dusche besteht aus einer flach in den Boden eingelassene Metallwanne und einem Brausekopf, der an einem starren Rohr aus der Wand ragt. Kein Duschschauch (Suizidrisiko!). Einen Duschvorhang gibt es auch nicht, das überspritzende Wasser fließt in ein vergittertes Senkloch unter dem Waschbecken. Die Temperaturabmischung der Dusche ist zentral geregelt, übrigens sehr angenehm, besser als zuhause, wo man immer warten musste, bis das Wasser im Boiler aufgeheizt war, und der Boiler meistens schon halb leer war, bis man eine angenehme Temperatur erreicht hatte.

Das Metallgerüst des Etagenbetts im Wohnraum ist fest in die linke Längswand eingeschraubt. In der Ecke steht ein metallener Spind in einem ehemaligen Grün, das sich gut mit der Farbe meiner Schuhe verträgt. An der Stirnseite des Raumes, die mit der Außenmauer des Gebäudes zusammenfällt, stehen unter dem bereits erwähnten vergitterten Rundfenster ein Tisch und ein Stuhl. Hier sitze und schreibe ich jetzt.

29. Januar

Es ist nicht richtig, zu denken, Schatten hätten keine Farbe. Grau ist eine Farbe. Nur schwarz ist absolut Nicht-Farbe, aber kein Schatten ist vollkommen schwarz. Sonst könnte man die Gegenstände, die im Schatten liegen, gar nicht unterscheiden. Manches Schattengrau ist kaum merklich eingefärbt, orange, purpur oder violett. Die Schatten sind von Lichtspuren kontaminiert, schwachen Spiegelungen auf der Oberfläche der Dinge. Alle Dinge sind auch Spiegel. Aber auch das Schattengrau selber kommt in unendlichen Abstufungen vor. Der Schatten der Tischplatte auf der Sitzfläche des Stuhls ist anders als der Schatten des Stuhls auf dem Boden, und anders ist der Schatten auf dem Boden, wo sich die Schatten der Tischplatte und des Stuhles überlappen, und wieder anders der Schatten des Stuhles auf dem Boden unter dem Tisch, als wenn der Stuhl frei im Raum steht. Wieder anders, wenn ich aus dem Waschraum durch die geöffnete Tür in die Zelle blicke, der Schatten der Türzarge auf der Tischplatte, als derselbe Schatten auf der Stuhllehne, als derselbe Schatten auf der Sitzfläche des Stuhls, und anders auf dem Fußboden die Überlappungen des Schattens der Türzarge mit dem Schatten der Tischplatte, des Schattens der Tischplatte mit dem Schatten des Stuhls, des Schattens der Türzarge mit dem Schatten des Stuhls, des Schattens der Türzarge und der Tischplatte und des Stuhles zusammen. Und der Schatten des Spindes auf dem Bett ist anders als der Schatten der geöffneten Zellentür auf dem Bett, und beide sind anders, wenn die graue Überdecke auf dem Bett glatt ausgebreitet ist, als auf dem weißen Laken, wenn die Decke als zusammengeballtes Wollgebirge ihren Schatten an die Wand drückt, die ihrerseits ihren Schattensteilhang zurückbeugt in die Zelle.

Gewöhnlich sucht man angesichts eines Schattens nach dem Gegenstand, der ihn wirft, oder nach der Lichtquelle, die auf den Gegenstand trifft. So aber wird der Schatten einseitig in Beziehung auf seine Herkunft betrachtet. Der Schatten hat aber auch eine Beziehung zu den Dingen, auf denen er liegt. Sie als Erscheinungen werden von ihm mit erschaffen. Sie dulden sein Tun.

Heute etwa ist die Decke der Zelle weich und porös, das Schattengitter, das vom Zellenfenster auf die Decke geworfen wird, wirkt kraftlos, ohne Zugriff, lose nur haftend, ein Provisorium. Man fürchtet, es fiele jeden Augenblick wie durchgeschnittene Fäden herab.

Schatten sind grob oder zärtlich, schmeicheln sich ein oder weisen zurück, weichen auf, kürzen ab, spitzen zu, ätzen und salben, schmücken und entstellen, besänftigen und regen auf, zerstreuen den Willen oder wecken die Gier.

Ich kenne mich täglich besser aus unter den Schatten. Ihr Dasein ist nicht weniger erfüllt, nicht weniger nuancenreich als das der Dinge. Ich erkenne sie bereits wieder, sie grüßen mich, den neuen Mitbewohner der Schattenwelt.

Abends

Ihr liegt vor mir, reine weiße Blätter, hier unter Schattengittern, und wollt dass ich euch schwärze. Euch einsaue mit meinem Gedankenmüll, euch durch meinen Schriftdreck ziehe, euch besudele mit dem schwarzen Sabber der gespaltenen Engelszunge meiner Feder.

Aber schön liegt ihr da im Sonnenglanz, anlockend zugleich und scheu.

Alle Verheißung ist ein Glänzen. Auch Engel, heißt es, sind rein, und auch sie verheißen. Doch verweist ihre Reinheit auf nichts als sich selbst, und umschlossen vom Schein sind sie und bleiben verschlossen in sich.

Ob Schreiben nicht genau das heißt: den stummen Bann des Schönen brechen?

Ja, das ist vielleicht eine Denkwürdigkeit. Dass Weiß und Schwarz, das Reine und das Schmutzige, nacheinander verlangen, weil es ihre Bestimmung ist, vereint das Bedeutende zu zeitigen. Die Feder ohne das Papier ist eine böse Tintendreckspritze - das Papier ohne die Feder eine sprachlose Unschuld.

30. Januar

Gestern über meinen Blättern eingeschlafen, bei brennender Lampe. Als spürte ich jetzt erst, nach einer Woche in der Zelle, die Erschöpfung durch die vorausgegangenen Ereignisse. Gegen Mitternacht nochmals geweckt worden von der unsanften Aufforderung des Wärters, das Licht zu löschen. *Licht aus!* hatte der Wärter gebrüllt, ich schrak auf, dicht vor den Augen sah ich als erstes meine verschwommenen Schriftzüge oben auf dem Blatt, dann, etwas darüber, klarer im Umriss, meine Hand, die im Schlaf den Füller festgehalten hatte. Auf der glatten Tischplatte war ein großer bauchiger Tintenklecks entstanden, ich hatte vergessen, den Füller zu schließen, er

hatte viel Tinte verloren, und tatsächlich war mein erster Gedanke, noch bevor ich Zeit hatte, über das Gebrüll des Wärters zu erschrecken: ich muss den Füller verschließen! Ich muss sofort den Füller verschließen!

Kann sein, der unsanfte, barsche, ja bösartige oder geradezu *feindselige* Tonfall dieses *Licht aus!* hing gar nicht mit mir persönlich zusammen, sondern lediglich damit, dass der Wärter sich genötigt sah, seine Aufforderung wiederholte Male auszusprechen. Nicht wissend, dass ich bereits schlief, indem er nur den aus der Zelle dringenden Schein der Schreibtischlampe bemerkt hatte, dachte er vielleicht, ich hätte seine erste Aufforderung nicht etwa einfach nicht gehört, sondern absichtlich nicht befolgt und so den Gehorsam verweigert, den ich als Gefangener meinem Wärter doch schulde, so dass dieser, mehr und mehr in Rage geratend, seinen Ton beim dritten oder vierten oder wer weiß wievielten *Licht aus!* erst, von dem ich endlich, verschreckt zusammenzuckend, aufwachte, zu diesem fürchterlichen, von mir als bösartig und feindselig empfundenen Brüllen gesteigert hatte. So bösartig und feindselig aber klang mir dieser Ton, dass für einen Moment eine schreckliche Angst mich erfüllte gleich der eines Kindes, das den Rohrstock hinter sich fauchen hört. Etwas Schneidendes, etwas scharf Gezacktes war in diesem Ton, wie man etwa bei einem Feldwebel von *schneidendem Tonfall* spricht, von *zackigen Kommandos*, und wirklich war ich von der Aufforderung, oder besser vom *Ton* des Wärters, für einen Moment nicht nur verängstigt, sondern regelrecht *verletzt*: wie ein Messer stach dieses *Licht aus!* im ersten Moment mir ins Herz. Denn nicht nur schien der Wärter in seiner Aufforderung *Licht aus!* zugleich eine Drohung auszusprechen, etwas wie ein unterschwelliges, aber doch unüberhörbares *Sonst...!*, sondern noch dazu war mir die *Feindseligkeit*, die ich darin mitschwingen zu hören glaubte, ganz unverständlich, ja zutiefst *ungerecht*, denn ich war mir durchaus nicht bewusst, irgend etwas Unrechtes begangen zu haben. Das Merkwürdigste an diesem Augenblick des verschreckten Erwachens aber war, dass ich in meiner schlaftrunkenen Verwirrung zunächst den Klang der Worte nicht einmal mit der Person, die sie aussprach, in Zusammenhang bringen konnte. So dass es war, als hätte die barschen und feindseligen Worte *Licht aus!* gar nicht der Wärter gebrüllt, sondern jemand anderes, der mir feindlich gesinnt war. Indem ich also zunächst nur etwas Anonymes, irgendwie Feindseliges hörte, zugleich aber keinen Grund sah, dem Wärter eine mir gegenüber

feindselige Haltung zu unterstellen, schob ich das Feindselige spontan jemand anderem unter; gleichzeitig aber wurde mir bewusst, dass ja außer dem Wärter gar niemand da sein konnte, und diese Verwirrung zögerte meine Reaktion auf die Aufforderung *Licht aus!* noch mehr hinaus, wodurch die Wut des Wärters noch weiter anwuchs und seine Worte entsprechend noch feindseliger klangen. Das ganze war sehr schlimm und verstörend für mich. In höchster Aufregung, panisch fast und ohne eine Antwort zu wagen, als könnte stumme Korrektur die Fehltat ungeschehen machen, suchte ich nach dem Schalter der Schreibtischlampe, knipste das Licht aus und schlich mich aufs Bett, wo ich aber vor Aufregung noch lange nicht einschlafen konnte.

1. Februar

Abermals bin ich vom Wärter im schärfsten Ton zurechtgewiesen worden wegen irgendwelcher Verstöße gegen irgendwelche Vorschriften, wie immer scharf und laut und mit dem Unterton des Vorwurfs, als wäre die Übertretung von mir in bewusster Missachtung, und nicht in Unkenntnis der Vorschrift begangen worden.

Der Wärter benimmt sich, als würde mit jeder Vorschrift er selber verletzt. Das scheint ihm weh zu tun, darum schreit er so laut.

Immer schimpft der Wärter, als wäre es das Natürlichste und sich von selbst Verstehende, dass man die Vorschriften kennt; dabei betreffen diese Vorschriften meist Dinge, von denen kein Mensch vermuten würde, dass sie überhaupt Gegenstand von Vorschriften sein können. - Hören Sie, Adolf! Was sehe ich! Ihre Schuhe vor dem Spind! Die Schuhe sind nachts *im* Spind unterzubringen! *Im* Spind! Und der Stuhl, wo steht, Adolf, Herrgott, der Stuhl! Den Stuhl haben sie über Nacht *auf* den Tisch zu stellen, nicht *unter* den Tisch oder so hier, so halb mitten im Raum. Adolf, ich muss sagen, Ihre Organisation lässt schlimm zu befürchten übrig! *Auf* den Tisch gehört der Stuhl! Ich komme heute kurz vor Licht-aus und kontrolliere das!

Das war gestern. Heute, als er mit dem Frühstück und den neuen Patronen kam (pünktlich am Ersten, das muss man sagen!), warf er einen Blick in den Waschraum. Noch während ich am ersten Bissen kaute, stürzte der Wärter in den Waschraum, und von dort hörte ich schreien: Adolf! Herkommen! Sehen Sie sich das an! Was sehen Sie? Wie hängt das Handtuch über dem Bügel?

Verkehrt herum hängt es über dem Bügel! So, so herum gehört das Handtuch auf den Bügel, mit dem JVA-Emblem nach außen, auf der rechten Seite! Da! - Er nahm das Handtuch, zerknüllte es, wirbelte es durch die Luft und reichte es mir. - Jetzt machen Sie das noch einmal selber! Ich will das sehen, dass Sie das richtig machen! Man muss die Sachen hier immer richtig machen! Ich bin verantwortlich! Glauben Sie, ich trage hier die ganze Last, damit Sie eine runde Kugel schieben!

Ich entschuldigte mich und machte es richtig. Es wird nicht wieder vorkommen, beteuerte ich. Meinetwegen soll das Handtuch in Zukunft so über dem Bügel hängen, wie er es möchte. Mir ist das ganz gleichgültig, da kann ich es von mir aus auch *richtig* machen. Aber mir scheint, dass es schwer hält, mit diesem Wärter auf gutem Fuße zu stehen.

Er ist nur wenig jünger als ich selbst. Eigentlich sollte man ihn für seine nicht nachlassende Leidenschaft bewundern, wo doch die Pensionierung nicht allzu fern sein kann.

Er ist groß und von schwerem gedrungenem Bau. Er hat einen fast kreisrunden fleischigen Mund inmitten eines dunklen harten Barts. Die Augen sind dunkel, rund und dumm, die Brauen darüber aber wie schwarze Felsblöcke, an denen der Blick zerschellt.

2. Februar

Meine Geschichte aufschreiben. Die Geschichte, deren Ergebnis - oder deren Ziel? - es ist, dass ich jetzt hier in der Zelle sitze, um die Geschichte zu schreiben. Die Geschichte, die mich hierher gebracht hat, weil sie mich dazu gebracht hat, das zu machen, was ich gemacht habe. Meine Nichtgeschichte: die Geschichte dieses ganzen Nichtgeschehens, mit dem die Zeit meines Lebens ausgefüllt war, das ein Nichtleben war und erst jetzt beginnt, wo die Geschichte zu Ende ist, weil ich ihr eine Ende gemacht habe, endlich, jetzt, wo es mit mir selber zu Ende geht. Nein, nicht am Anfang, am Ende war die Tat. Und dann beginnt das Wort. Das Wort ist die Tat nach der Tat, oder die Nicht-Tat nach der Untat, und ist auch nichts als ein endlos gedehntes Nichttun, tatenloses Nichten, Vernichten der Zeit, Verschlingen des Geschehenen, Verwesen des nichtigen Gewesenen, und ist auch nur dies eine Wort: Ende, ein endlos verschlungen ornamentiertes Ausbuchstabieren des einen Wortes: Ende.